Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 13 (1909)

Artikel: Schlafwandel [Fortsetzung]
Autor: Siebel, Johanna
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-574181

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Blindlings, wo jäh der Gletscher talwärts hängt,
Zerrissen und zerbrockt, wo grüne Klüfte starren
Und, halbverschneit, listig des Opfers harren —
Sein irres Auge schweift zum festen Felsensaum,
So nah, als trüg' ein Sprung ihn durch den Raum;
Er sieht durch grauer Schieferhänge heißes Flimmern
Auf saft'gen Weiden Hüttenfenster schimmern.
Doch um ihn her schwebt die verwunschne Gletschermaid
In ihrem schönsten Sonnenstrahlenkleid:
Zupft ihn am Fuß, stellt ihm ein Bein und streitet
Im Schwesternchor, wer ihm den Pfühl bereitet,
Spielt in den Schründen unterwegs mit Eiskristallen,
Wem er an Mund und Busen werde fallen,
Und lacht mit Wonne in manch neidisches Gesicht:
„Mich hat er lieb, ihr aber herzt ihn nicht!"

Der Jüngling stürmt den Firn hinab, vor Angst von Sinnen;
Ihn lockt nicht mehr die Pracht, nur noch entrinnen
Möcht' er dem Zauber, der ihm bald den Knöchel packt,
Bald hinterrücks eins in die Kniee zwackt,
Ihn hin und her wirft auf den steilen weißen Hängen,
Ein Beutetier in unsichtbaren Fängen!
Doch durch den Nebel springt der Sonne Stachelglut
Ihm tückisch auf den Nacken, sengt sein Blut:
Vor seinen strahlenwunden Augen zucken Flammen,
Er stapft und tastet, sinkt und bricht zusammen,
Und immer wieder auf- und neu davongehetzt,
Kaum daß mit Schnee er Stirn und Mund ergetzt,
Hastet er abwärts, brennend Feuer in der Kehle
Und ringende Verzweiflung in der Seele.
Nur fort! Heraus aus diesem zähen Firnebrei!
Ob Leben oder Tod, ist einerlei!
Hinab! Er keucht und fällt. Hinweg! Er stöhnt und schlägt
Hin auf den Schnee, das Antlitz kalt gefegt.
Doch auf! Doch auf —

Da stürzt er — kehrt sich — greift ins Leere:
Hellklirrend folgen seines Körpers Schwere
Eiszapfen, wie ein Silberlachen, in den Schrund —
Und schon küßt ihm die Gletschermaid den Mund,
Ihn noch im Fall umarmend, menschenatem-lüstern,
Blitzschnell sein Haupt dann bettend tief im Düstern . . .
Still liegt er in des Gletschers grünem Dämmerlicht:
Die Hände ausgestreckt, bleich das Gesicht,
Im offnen Mund und am geschlossnen Aug' ein Sinnen,
Wohin sein Leben ihm entrann und Minnen —
Doch die ihn herzte, als der Qualen frei er fiel,
Treibt um ihn her ein neckisch Kinderspiel,
Nach seinen Lippen zielend manchen Wassertropfen,
Als wollte sie ein Liebeswort erklopfen . . .
Umsonst, er schweigt. Und während er im Eise ruht,
Gleißt von den Firnen Mittagszauberglut . . .

* * *

Ein Federwölkchen steigt vom Gletscher zum Zenit,
Zieht nordwärts über Berge, Tal und Ried
Und schaut am Dünenhügel, in der Gartenlaube,
Ein altes Mütterchen mit weißer Haube,
Wie es dem greisen Vater voll sein Gläschen schenkt,
Dabei wie er des fernen Sohnes denkt.
Seit vielen Wochen hat er nicht mehr heimgeschrieben,
Und sie, von Sorge um sein Wohl getrieben,
Reichen den letzten Brief sich stets von Hand zu Hand,
Als wär's ein köstlich, zauberkräftig Pfand,
Und lesen, selig lächelnd, frische, frohe Sage
Vom großen Glück der Jugendwandertage.
Jetzt hält der Vater, der sein Abendpfeifchen schmaucht
Und der noch immer keine Brille braucht,
Das Blatt und schlürft, in lang und längerem Verweilen,
Den schwachen Trost der allerletzten Zeilen —
Sinnt mit der Mutter still dann auf die Meeresflut:
„Lebt wohl! Sorgt euch nicht mehr! Um mich steht's gut . . ."

Konrad Falke, Zürich.

Schlafwandel.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Novelle von Johanna Siebel, Zürich.

(Fortsetzung statt Schluß).

Und weiter flüstert Maria: „Ich ging zurück in den Garten und schnitt neue Rosen und brachte sie dem Armen da drinnen in dem großen Hause, von dem die Leute sagen, ein König wohne darin; der aber nahm meine Hände und schüttelte ihre Gaben zu Boden: ‚Was sollen uns Rosen, Maria? Gott ist gestorben!' . . . Ja, so schaut das Märchen aus, durch das ich schreite!"

Maria starrt in die blaue Luft und streicht sich über die Schläfen. Dann senken sich ihre Augen, und ihr Blick fällt auf eine Knospe, die an einem Teerosenstämmchen matt darniederhängt. Eine Teilnahme erwacht in ihren Zügen; sie ist es gewöhnt, das Kranke zu beobachten. Sie nimmt eine Scheere aus ihrer Tasche und schneidet die Blüte sorgfältig ab. Und wieder flüstert es leise über ihre Lippen, als spräche sie nur zu sich selber und nicht zu einem andern, der doch mit den heißen Augen des Mitleids an ihrer Seite steht: „Die Blumen erbarmen mich am allermeisten, die sich dem Lichte erschließen möchten wie ihre Schwestern und an deren Kelchen Fäulnis und Krankheit fressen! Diese Härte ist ungerecht, und ich verstehe sie nicht. Ich verstehe vieles nicht, und dieses Unverstandene macht mir bange. Ich möchte ihm gerne entfliehen, wenn ich nur könnte!"

Immer brennender wird das Mitleid in Nordens Augen. Wenn er doch nur wagen würde, diese junge blasse Frau an sich zu ziehen und zu sagen: „Komm, ich will dir helfen, des Lebens Härte zu tragen, ich will das Joch auf deinen Schultern lockern und es auf die meinen nehmen; deine Blüte soll nicht zerpreßt werden!" Aber er steht da und sagt kein Wort und zerreißt nicht die Bilder, die vor ihm hinschweben und dem blauen Tage sein Leuchten nehmen. Er sieht nur unverwandt auf die welke Blume in den Händen Marias und muß wieder an jenen grauen Traum denken. Trug jene Frau nicht Marias Züge? Kehrte sich ihr Antlitz nicht auch dem Leide zu? Und wieder sieht er sie stille weiterwandern auf der staubigen Straße durch das endlose Land, dem Himmel und Erde Erquickung versagen. Da hebt er die Hände, da will er sie zurückhalten; aber wie sich seine Lippen öffnen wollen zu einem erlösenden Wort, gellt es wiederum in seiner Seele: „Schuft, Schuft! Ist eines andern Weib, trägt eines andern Namen!"

Nordens Hände sinken zur Seite; aber härter knirscht sein Fuß auf dem Kies. Was sind dies für unerhörte Fesseln, die ein Irrsinniger ihm auferlegt! Ach, es ist bei weitem schwerer, einem Unmündigen beizukommen

als im offenen Männerkampfe Kraft gegen Kraft zu stemmen! Zornig greift Norden einen Kiesel vom Boden und schleudert ihn in scharfem Wurf weit über den Garten.

Maria schaut mit schwachem Staunen. Aber Norden beachtet nicht ihren Blick: er schreitet auf einmal rasch vorwärts, und in seinen Augen blitzt der Zorn. Dann bleibt er unvermittelt stehen: „Maria, dies ist zum Rasendwerden! Dies kann keiner auf die Dauer ertragen! Warum geben Sie Ihren Mann nicht in eine Anstalt oder in die Privatpflege eines Arztes? Es ist Wahnwitz, ihn selber zu pflegen! Sie töten sich dadurch, Sie begehen ein Verbrechen am eigenen Leben! Wem nützt es, daß Sie sich vom Schicksal täglich und stündlich mit glühenden Zangen an der Seele bohren lassen? Wem nützt es, daß Sie hier Jugend und Schönheit langsam zerbröckeln? Ach, man sollte Sie vor sich selber schützen, Maria, mit beiden Fäusten sollte man Sie herauszerren aus dem Wahnwitz, den Sie treiben!"

Zuerst hat Maria erschrocken geschaut bei diesem Ausbruch von Nordens Gefühl. Dann aber begegnet sie ganz ruhig seinen flammenden Blicken und schüttelt leicht das Haupt, als begriffe sie nicht, daß dieser kluge Mann sich nicht selber Antwort auf seine brausenden Fragen gibt.

„Weil ich dabei sein möchte, wenn das Erwachen kommt," sagt sie einfach; „ich denke immer daran, wie dies sein wird. Ach, er wird wieder die Hände um mich legen, wenn seine Seele den Weg zurückgefunden, er wird mein Haupt betten an seiner Brust: ‚Gott Dank, daß du da; ich war so lange fort! Nun wollen wir glücklich sein, Maria!'"

Maria schaut in die leere Luft, als erblicke sie dort eine ferne Seligkeit. Norden aber starrt finster auf das junge Weib, und unfähig, dies alles länger zu ertragen, sagt er rauh: „Sie haben etwas fürchterlich Unwirkliches, Maria, lassen Sie das! Es wäre besser, Sie sähen die Dinge, wie sie sind!"

Geängstigt streift Maria Nordens Augen. Was hat er, daß seine Stimme in Zorn und Schmerz sie schilt wie ein Kind, das Strafe verdient? Sie möchte den Grund wissen; aber wie sie von neuem die Blicke des Mannes trifft, wagt sie keine Fragen zu stellen. Verschüchtert, in tiefem Verwundern verläßt sie mit Norden den Garten...

Schweigsam schreiten die beiden auf einem schmalen Landwege dahin. Die Seiten des Pfades sind mit holprigem Geröll bedeckt, und Norden und Maria wandern dicht nebeneinander auf dem ebenmäßigern Streifen in der Mitte, so dicht, daß ihre Schultern sich zuweilen leise berühren. Dann murmelt Norden: „Verzeihen Sie!" Und Maria weicht scheu ein Stückchen zurück, und die Hilflosigkeit auf ihrem Gesichte vertieft sich.

An einem Wiesengelände wetzt ein Mann die Sense. Der blanke Stahl sprüht Funken; mit kraftvollem Ausholen der braunen sehnigen Arme mäht der Mann das Sommergras in langen Schwaden nieder. An der Halde, zur Seite des Wiesenlandes führt der aufsteigende Weg an einer Hütte vorbei. Sonne und Sturm haben das Haus dunkelgebeizt; nun steht es da, als habe es von Anfang an zu dieser Landschaft gehört und sei ein Bestandteil von ihr. Ein kleiner Stall klebt an der Hauswand, und vor dem Stall melkt ein junges Weib eine Ziege. Frohlächelnd reicht sie ein Schüsselchen schäumender Milch einem Kind, das mit lehmfeuchten Händchen einen Erdhügel tätschelt und mit den runden Fingerchen Löcher hineinbohrt. Das Kind ist so vertieft in diese Arbeit, daß es die beiden Menschen nicht beachtet, die bei seinem Anblick die Schritte anhalten. Maria beugt sich nieder zu dem Kinde, und als ob sein Tun eine schmerzliche Spannung in ihrem Wesen zur Auslösung brächte, so glätten sich jetzt ihre Mienen. Liebreich streicht sie über die Flachshaare des kleinen Mädchens, die aus einem drolligen Knötchen kraus hervorzittern.

„Backst du einen Gugelhopf, Liesel?" fragt sie mit traulicher Stimme.

Das Kind lacht verschämt und steckt die Fingerchen in den Mund. Die junge Frau am Melkzuber aber setzt beglückt das Gefäß nieder, knixt errötend und wischt sich eilfertig die Hände an der Schürze. Dann reicht sie Maria die Hand: „Nein, aber die Freude, gnädige Frau; es ist so lange, daß wir Sie nicht mehr gesehen! Förmlich Sehnsucht haben wir darnach gehabt! Ach, so gar vieles hätte ich Ihnen zu erzählen!" Erglühend und vielsagend schaut die Sprechende Maria an, und man merkt es, daß sie ein wachsendes Glück verraten möchte und es doch nicht wagt in Gegenwart des fremden Herrn.

Da nimmt Maria das junge Weib beiseite und erkundigt sich teilnehmend nach allem. Strahlend berichtet die Bäuerin über die Fruchtbarkeit des Sommers und die Ernte, die der Herbst verspricht. „Und im September kommt das zweite Kind!" frohlockt sie, und sonniger leuchten ihre Augen. „Und daß wir das Kleine so freudig erwarten dürfen und daß es in geordnete Verhältnisse kommt, das danken wir im Grunde nur Ihnen, gnädige Frau! Wer hätte uns im Vorjahre aus der Not geholfen, wenn nicht Sie gewesen wären?"

Da läßt auch der Mann für einen Augenblick seine Arbeit und kommt näher. Verlegen bietet er die schwielige Hand und sagt stockend, mit einem Wink auf das junge Weib: „Sie hat recht, gnädige Frau, ohne Sie wären wir nimmermehr aus der Verlegenheit gekommen; nun ist das Schaffen wieder eine Freude!"

Maria verabschiedet sich.

Im Weiterschreiten bemerkt sie flüsternd, kaum daß Norden es versteht: „Gesund und glücklich, und im Herbst das zweite Kind!" Fast wie Neid weht es in der Stimme, und Maria Waldau legt die Hand vor die Augen, als blende sie plötzlich das Licht des Sommertages. Ihre Seele schaut wohl hinein in den seligsten Garten, in dem Mütter ihre Kinder herzen und hüten und sie reif machen zum Leben? Ihre Ohren hören wohl ein Lachen, wie es glückhell von Kinderlippen tanzt? Und sie fühlt die Bettlerarmut der Ausgestoßenen, die frierend dastehen mit darbendem Herzen und denen kein Gott die leeren Arme füllt. Und sie denkt wohl an die dunkeln Stunden, in denen Leib und Seele nach der Ewigkeit schreien, die in der Frucht des eigenen Schoßes beseligend lebt, an die endlosen Jahre voll Sehnsucht, die keine Kraft und keine Entsagung und nicht die erbarmungsvollen Wunder der Zeit zu ersticken vermögen, und es kann sie nicht trösten, daß ihre leeren Arme einst gefüllt waren! Was ist die Erinnerung, wenn

die Seele nach Wirklichkeit begehrt und das Herz nach Liebe schluchzt? Haben denn schon Schattenarme einen Menschen warm gemacht? Haben auch schon Geisterhände Erquickung gereicht?

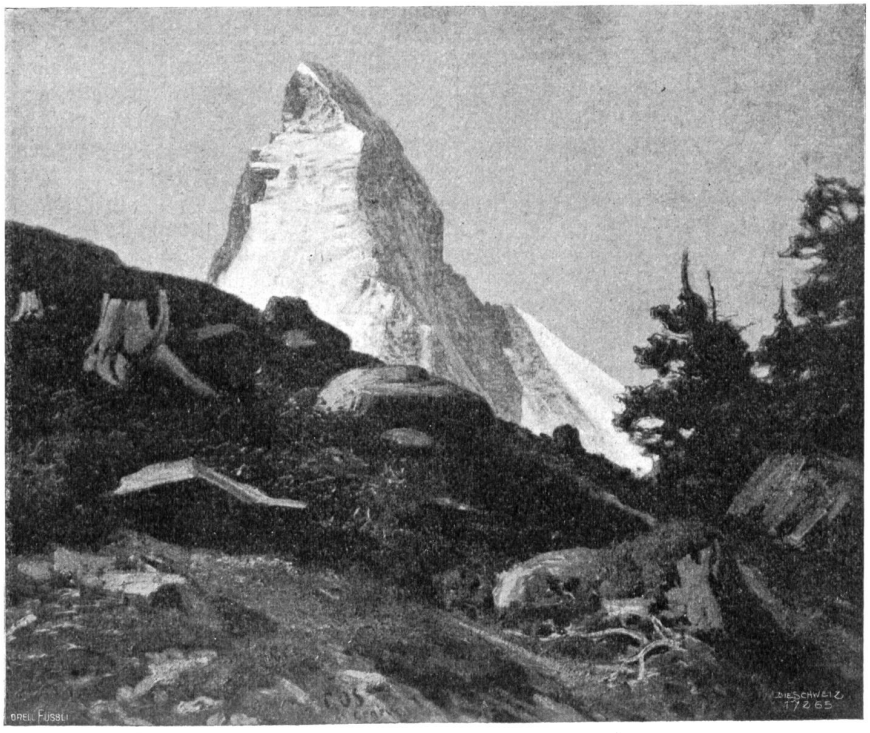
Ein tiefer Seufzer teilt Marias Lippen; dann rafft sie ihr weiches Gewand zusammen und schaut mit einer ergreifenden Unsicherheit Norden an: „Wir wollen rascher gehen," sagt sie leise; „ich glaube, es ist sehr schwül im Tale; oben im Walde muß es kühler sein!"

Maria Waldau glaubt wohl, einem Grame enteilen zu können, wenn sie die Schritte schneller setzt: weiß sie denn nicht von langen Zeiten her, daß Gram und Sehnsucht zu den allertreuesten Begleitern hier auf Erden gehören und daß sie nicht so leicht eine Seele verlassen, in der sie einmal Wohnung genommen? Maria Waldau sollte klüger sein: für sie ist kein Grund vorhanden, schneller zu gehen!

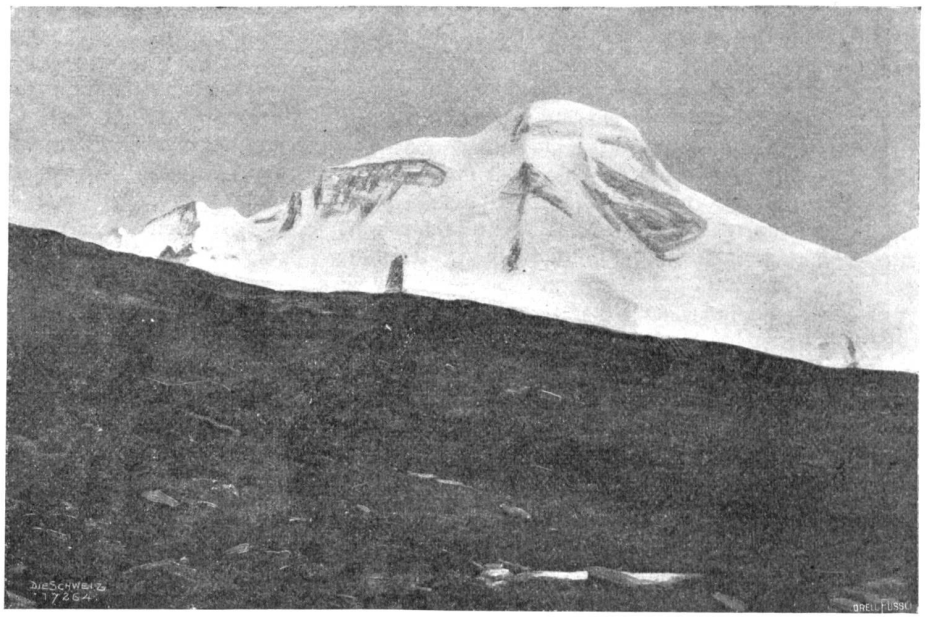
Gütig schaut Norden auf seine Begleiterin. Er wird fühlen, was für Kämpfe in diesem jungen Weibe vorgehen, dem man den Becher des Lebens von den Lippen gerissen, nachdem ein kurzer Schluck die Süße und Kraft des Trunkes erschlossen. Ach, da gleitet sie stille dahin an seiner Seite und geht in einer Not durch die Tage, die sie sich selber in ihrer ganzen Bitternis nicht einzugestehen wagt, und jeder neue Tag hat am Abend die Hoffnungen zersetzt, die sie am Morgen in das schmerzdurchfurchte Erdreich ihres Herzensgartens gesenkt, und keine Freude kommt bei ihr wirklich zum Blühen, und kein Glück schießt bei ihr in die Halme. Und ob sie auch schützend die Hände hält über die schmalen Setzlinge ihrer Hoffnungen und jeden neuen Tag anfleht: „Du, heute habe ein Erbarmen; dies eine Mal zerstöre mir nicht, was ich pflanzte!" so kennt doch keiner der Tage ein Mitleid... Wie Norden diese Gedanken denkt, flammt das Wünschen von neuem heiß in ihm empor: Wenn doch der heutige Tag die Macht besäße, Maria Waldau eine neue Kraft zu zeigen, wenn ihr der heutige Tag doch neue Blüten in die Seele senken wollte! Wartet das Leben oft nicht lange, führt es uns nicht endlose Wege, bis es aus der unerschaffenen Zeit die eine Stunde der Erhöhung hebt, die uns zeigt, daß alles Vergangene mit seiner vielen Not und harten Entsagung gelebt werden mußte, um uns den ganzen Zauber der einen Stunde zu zeigen? Warum sollte im heutigen Tage nicht für ihn und Maria diese eine tiefste und edelste Lebensstunde liegen, in der heimliche selige Blumen die Kelche erschließen und alle Bedeutung des Daseins sich offenbart? Immer gütiger und wunderbarer blickt die Liebe aus Nordens Augen nieder auf das junge Weib — — — —

Die Sonne sprüht durch den Tannenwald, streut diamantene Lichter durch die Nadeln und zittert nieder an den grünbraunen harzbetropften Stämmen; sie überhuscht den Waldgrund und gleitet mit goldenem Hauch tief hinein in das Moos, als wolle sie mit leisen Küssen alles Leben der Tiefe emporlocken. Ein weicher Wind streicht über die Wipfel und summt ein heimliches Lied von der Klugheit und Torheit der Menschen, von ihrer Lust und ihrem Leid und der Nichtigkeit aller irdischen Dinge. Und die tausendmal tausend Töne des Alls fragen in dem heimlichen Liede und geben sich die Antwort ihrer Weisheit, die sie im unendlichen Raume empfangen. Was bist du, Welt? Ein Gedanke des Unfaßlichen, der zum Worte wurde. Noch schwebt das Wort im All, noch hört man den Klang. Wie lange noch? Eine Sekunde in der Berechnung der Ewigkeiten, und das Wort verwehet im Raume. Und die Sterne, an denen es vorüberschleicht, fragen einander: „Habt ihr den Laut gehört, der jüngst vorüberschlich? Dies ist das Wort gewesen, das die Welt war!" Und die nächsten Sterne schon hören den Klang nicht mehr; im Unermeßlichen ist er verhallt. „Was bist du, Welt?" So singt das Lied über den Bäumen. Und aus weiter Ferne rauscht der Wildbach, der Herzschlag des Berges. Tosend stürzt er von Fels zu Fels und trägt den Schall des Nimmerruhenden, des ewig Drangvollen aus der Tiefe zur Höhe. Und der Wildbach singt in dem Tempel des Waldes: „Solange die Welt ist, freut euch der Sonne! Nie ging Kraft verloren, nie kann Kraft vergehen!"

Marias Bewegungen werden freier, und in ihren Augen blüht der Goldglanz. Nun zieht die Belebungsmacht der Natur durch ihr Wesen. Sie verläßt den schmalen Waldpfad und sagt mit heiterem Ausdruck: „Ich will Sie den Weg der Willkür führen, Herr Norden; ich kenne die Richtung; so kommen wir schneller zur Höhe!"



Albert Gos, Genf. Matterhorn, von der Riffelalp aus.



Albert Gos, Genf. Breithorn bei Zermatt im Alpenglühen.
Seit kurzem im Musée du Luxembourg, Paris, als erste schweizerische Hochgebirgslandschaft eines Schweizer Malers.

Mit einem Lächeln sonderbarer Genugtuung schreitet Maria Waldau voran, Norden mit der gewinnenden Gebärde einer Gastgeberin zunickend, die weiß, daß sie im nächsten Augenblicke Räume von erlesener Pracht und Herrlichkeit erschließen wird. In diesem Augenblick fühlt sie sich gewissermaßen als Fürstin des Waldes, weil sie seine Schönheiten und Einsamkeiten erlebt und sich zu eigen gemacht hat. Die Tannennadeldecken erbeben zuweilen schwach unter den Schritten der Wandernden und bewahren wundernd die Spur der beiden Menschen und wagen für's erste nicht, die Stiele und Blättchen wieder emporzudehnen, um die seltsamen Zeichen nicht zu verwischen. Und immer tiefer wird das Schweigen der Sommerstunden im Walde; sie wollen ihre Geheimnisse in keinen Tönen mehr verraten. Da ist nicht Bienensumsen und nicht Vogelsang, und der Wind rieselt nicht mehr in den Nadeln. Zuweilen nur regt sich ein Vogel im Traume, zuweilen nur klopft das Leben leise in den Bäumen, ein Ast bewegt sich, ein Reislein fällt nieder. Sonst sind alle Geräusche aufgesogen von dem großen heiligen Schweigen, und auch des Wildbachs Rauschen tönt nicht mehr herauf. Ach, es ist das geheimnisreiche, allmachtsvolle Schweigen, das die Seelen zusammenzwingt, es ist die Macht, der sich niemand entziehen kann, ob er auch will. Wer ist schon einmal zu zweien durch den Wald gegangen und hätte sie nicht empfunden oder sich gar vermessen, ihren Zauber zu brechen?

Marias seidiges Kleid wird von seinen Lichtern überhuscht, und die Sonne spielt auch in ihrem wundervollen Haar. In Norden ist der Künstler wach, und es zuckt ihm in den Fingern, die Nadeln dieses flirrenden Goldgespinstes zu lockern. Wie müßte Maria Waldau aussehen, wenn dieser allerherrlichste Mantel sie umwallte? Gäbe es eine Fürstin, die edlere Farben trüge? „Waldkönigin!" lächelt Norden vor sich hin, „Tor!" fügt er hinzu und streicht mit kräftig bahnender Bewegung niederes Gesträuch auseinander. Aber das Lächeln bleibt auf seinem Gesichte liegen.

Marias Wangen röten sich; höher blüht der Glanz ihrer Augen. Nun wellen die Fluten eines Zauberquells über sie hin und schmücken sie. Wortlos ergreift Norden des jungen Weibes Hand; das ist die Macht des Schweigens, die ihn dazu zwingt. Und die gleiche Macht läßt die kleine Hand ruhig in der großen verharren. Nur in flüchtigem Fragen senkt Maria Waldau die Augen in die des Mannes; dann nickt sie leicht, und selbstverständlich, als müsse dies so sein, schiebt sie ihre Hand in der andern hütenden zurecht, als wäre sie ein verflattertes Vögelchen, das nun sein heimisch Nest gefunden.

Schöner und herrlicher wird der Wald. Königlicher recken die Tannen ihre Säulen, um die das tropfende Harz sein gelbes Geschmeide schlingt. Dämmernder werden die Tiefen, aus deren bläulichen Gründen die alten, uralten Tannen ragen, Wipfel über Wipfel aus der Riesengruft höhensehnsüchtig emporbauend, Licht und Erlösung heischend.

Stille schreiten die beiden vorwärts; dann und wann nur streifen die Augen sich in leisem Gruß. Ach, so streifen sich die Schwingen der Möven, die über dem klaren Wasserspiegel auf- und niedersteigen, so gleiten sie wohl in innigster Verträglichkeit eine kleine Strecke nebeneinander her.

Immer höher wandern die beiden in einem Verstehen, das nicht der Worte bedarf; keiner gibt die Richtung an, nur Hand ruht still in Hand. In einem scheuen Glück empfinden sie das Selbstverständliche dieses Zusammengehens, und es ist, als seien sie vertraut gewesen von alters und hätten dies alles vorausgewußt. Sie gleichen zwei Kindern, die sich aufgemacht haben, die zauberkundige Waldfrau zu suchen, die mit schicksalsklugen Augen auf fernen Höhen thront und jede Menschenbedrängnis erkennt. Ihr wollen sie die geheimen Wunden zeigen, damit sie sie mit barmherzigen Händen heilt. Keines hat dem andern diese Sehnsucht vertraut, und doch liest jedes dies Wünschen in der Seele des andern. Sie wissen beide, daß nun die Stunde steigt, die ihr Schicksal birgt.

Plötzlich zaudert Maria, und sie spricht mit einer auffallenden Erschöpfung: „Ich bin müde; wir wollen nicht weitergehen!" Auf einmal gänzlich matt geworden, läßt sie sich auf einem moosbezogenen Steine nieder. Hat ihre Seele heimliche Botschaft erhalten, daß ihre Hoffnungen vergeblich zu dem Gnadenorte wallen und

daß die gesegneten Hände der Waldfrau niemals heilend über ihre Wunden gleiten werden? Jedenfalls muß Maria die Nutzlosigkeit dieser Wanderung eingesehen haben: ach, bei ihr wird man nie wissen, was für Eingebungen ihre Seele gehorchen muß! Mit einem Ausdruck von Trostlosigkeit und Enttäuschung blickt sie vor sich hin.

Mitleidig schaut Norden in das blasse Gesicht; aber er sagt kein Wort; er ist ein guter Arzt und fühlt, was dieser Kranken die größte Wohltat ist. Schweigend lagert er sich zu ihren Füßen und faßt nicht ihre Hand, die müde niederhängt.

So sitzen sie lange, und um sie webt das goldiggrüne Dämmern des Waldes und die Reglosigkeit seines Schweigens. Und in dieser Stille spinnen die magischen Fäden weiter von Seele zu Seele, und bezaubernder klingen die Laute, die kein Mund je gesprochen und die kein Ohr je vernommen, die Laute, welche die Liebe durch das Weltall sendet und die nur der offenen ahnenden Seele vernehmbar.

Und Marias Miene wird allmählich freier und die Traurigkeit entweicht; ein Lauschen kommt in ihre Augen. Ach, nun hört sie wohl die feinen Stimmen, die sich an ihre Seele drängen: „Das Glück will nahen, das Glück klopft an bei dir! Mach' deine Türe auf! Das Glück gießt Freuden in dein Herz und macht dich ganz gesund!"

Langsam, in einem unsichern Staunen begegnen Marias Blicke denen Nordens. Hört er auch diese betörenden Stimmen? Nehmen sie auch ihn so selig gefangen? Da läuft ein Zittern über ihre Gestalt, und die Helligkeit entschwindet aus ihren Zügen. Sie schlägt die Hände vor die Augen und preßt in unterdrücktem Stöhnen hervor: „Wie ist dies alles so hart, so qualvoll und unbegreiflich!"

Und nun wälzen die Worte der Klage den Stein weg von dem Quelle des Leids, und die Not sprudelt vor, die ein starrer Wille jahrelang in die Tiefen gebannt, und die Verzweiflung schluchzt in den Fluten. Es ist schrecklich, wenn die Klagen vorbrechen bei einem Menschen, der nie das Klagen gekannt; da ist nichts, was sie zum Schweigen bringen kann, und auch die Liebe muß ratlos das Haupt senken.

„Ich sehe kein Ende des Elends," sagt Maria Waldau, „soweit ich auch blicke; ich vernehme keine andere Schwingung im Tone der Schmerzen, so sehr ich auch horche. Meine Hoffnung will verkohlen wie ein schlechtgetränkter Docht. Weiß mir keiner einen Ort, wo ich Oel hernehme, ihn neu zu speisen? Ach, ich fange an, meine Hoffnungen zu hassen, wie ein Baum seine dürren Zweige und seine tauben Blüten haßt! Und mehr noch hasse ich meine Gedanken, die in Bildern schillern, die sich nie verwirklichen, und meine trägen Lieder, die mich nach den langen endlosen Tagen einlullen in die langen endlosen Nächte: ‚Morgen dann, morgen! Schlafe doch, schlafe!' Ach, auch der Schlaf bringt mir kein Vergessen! Träume ich nicht nächtens den Jammer der Tage weiter? Schlummert denn je das Gefühl meines Leids? Weiß ich nicht auch im schrecklichsten Traume, daß ein Erwachen mir keine Befreiung bringt? Ach, ich fahre oft jäh empor aus dem Schlaf und schluchze hinein in die Nacht und frage Gott, was ich tat, um so gegeißelt zu werden!"

Marias Augen glühen; fieberhaft wirren ihre Gedanken die Bilder weiter aneinander und schleichen entlang an den furchtbaren Grenzen des Wahnsinns. In unglücklichem Tone fährt sie fort, raunend, mehr zu sich selber sprechend: „Man sollte den Epheu vom Hause reißen, der seine Mauern umspinnt und sich festkrallt in alle Ritzen ... ‚Epheu bedeutet Treue,' sagte der Kranke, als er ihn pflanzte. Ach, kein Epheu der Welt ist so treu wie der der Rosenau. Er klettert mit langen Armen durch die Fenster, und die nackten Dornen der Rosen flechten sich darein, und die spitzigen Ranken umwinden mich. Ich kann der Umarmung nicht entrinnen. Ach, ich muß Kronen flechten aus zackigen Dornen, ich muß sie dem Irren aufs Haupt setzen und mir, auf daß wir Krönung halten! Hat die Welt schon je solch Fest gesehen? Auf dem Throne der Wahnsinn und die Verzweiflung das Gemahl, und im Gefolge schleppt sich der Schmerz?"

Heftiger zittert Maria; sie streicht sich über die Augen, als wolle sie sich zurückzwingen in ruhigere Vorstellungen. Aber die Flut der Not will weiterwellen. Ein geheimnisreicher Ausdruck tritt auf ihr Gesicht, als sie das Folgende sagt; es ist, als wolle sie eine Ueberzeugung verkünden, die sie noch niemand vertraut: „Wenn die Dornen meinen Kopf umpressen und die roten Tropfen meine Wangen überrieseln, so denke ich, der Wahnsinnige ist der Klare und der geistig Gesunde, er sieht die Dinge, wie sie in Wahrheit sind, und die verschlossenen Gründe liegen ihm offen. Er wird recht haben mit den furchtbaren Worten seiner Weisheit und recht mit seiner Verkündung: ‚Gott ist gestorben, Maria, Gott hat die Kraft verloren; darum sind wir beide so elend; mein Los ist furchtbar, doch furchtbarer noch das deine, Maria, weil du nicht glaubst, was ich sage!'"

Maria wimmert; wieder geht das Frieren durch ihre Gestalt: „Ach, wer nimmt uns die spitzige Krone vom Haupte, die Leben heißt? Wo ist die Macht, die uns erlöst?"

Da zieht Norden die bebenden Hände Marias nieder und legt sie an seine Wangen. Denkt er, daß die Gesundheit seines Wesens hinübergleiten soll in ihre Seele? Daß seine Liebe so, ohne Worte, am besten und lindesten den Weg findet zu ihr? Ach, er hat es nicht gewagt, die Traurigkeit ihrer Klagen zu unterbrechen: Schlafwandelnde soll man nicht erschrecken; auch der leiseste Anruf kann ihnen die Augen öffnen für die Gefahren des schwindelnden Pfades, den sie sehend, nicht sehend wandeln! Nie soll seine Liebe der Weckruf sein; mit übermenschlicher Anstrengung bringt Norden seine Wünsche zum Schweigen.

Langsam tastet sich Maria zurück in die ausgetretenen Gänge ihrer Gedanken. Die aufs äußerste gesteigerte Leidenschaft wellt rückwärts in ihr tiefes Bette, um dort in treuer Gewohnheitsmacht überzittert zu werden von den schwanken Lichtern ihrer Hoffnungen. Es ist, als sähe sie den Kranken vor sich, als spräche sie zu ihm, wie sie nun leise beschwichtigend sagt: „Schau' mich nicht so mißtrauisch an, Lieber! Komm, leg' dein Haupt an mein Herz! Fühle, es klopft in Gesundheit! Ich helfe deiner verirrten Seele den Weg zurückfinden! Gewiß, glaube mir!"

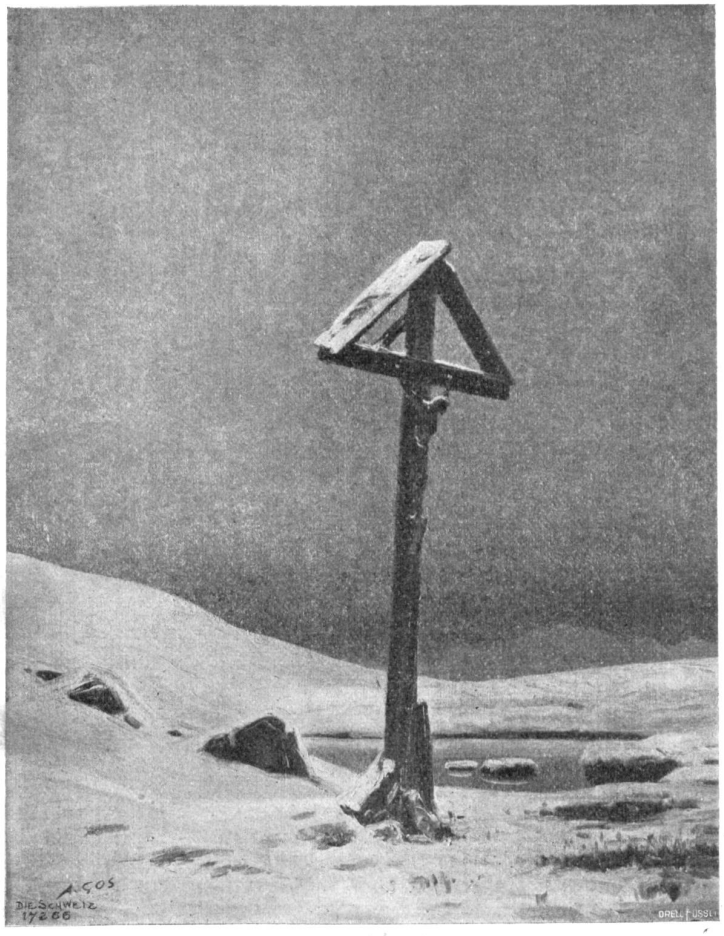
Erschüttert lauscht Norden. Wieviel Wahn und wie-

viel Liebe schluchzen in Marias Worten! Und die Sehnsucht nach Licht und Leben zwängt sich dazwischen, und das junge Blut empört sich gegen die Unterdrückung, die man ihm aufjochen will. In was für eine Wirrsal der mißverstandenen und falsch geleiteten Gefühle hat das arme Weib ihn im Lauf dieses einen Sommernachmittags blicken lassen! In Norden ist ein unbezwinglich Verlangen, das schöne Haupt Marias zwischen seine Hände zu nehmen und all dies kranke Träumen gesund zu küssen. Ach, er hört im Geiste alles, was er sagen möchte und was er nicht auszusprechen wagt, weil er fürchtet, das überreizte Wesen Marias zu gefährden! Ihm ist, als habe er eine überaus fein geschliffene Glasglocke in den Händen, die bei der geringsten ungeschickten Berührung in tausend Scherben zerklirren müsse, und diese Glocke ist so zart, daß auch ein wärmeres Licht ihre hauchigen Flächen verletzt. Norden wird sich weiter zum Schweigen zwingen müssen: Schweigen ist Schonung, Schweigen ist Liebe.

So sitzt er untätig da und beobachtet aufmerksam einen schillernden Käfer, der einen Augenblick Rast macht auf dem bedachtsamen Lustgange seines Sommerabends. Aber plötzlich lehnt sich sein ganzes Wesen gewaltsam auf gegen sein müßiges Verharren in dieser Stunde, und alles, was er sich vorgeredet von Schonung, kommt ihm lügnerisch und erbärmlich vor: hier gilt es die Seligkeit oder die Unseligkeit zweier Menschen. Hat er nicht aus Marias dunkeln Klagen einen Ton gehört, der außerhalb der großen Leidakkorde schwingt? Suchte dieser Ton nicht schüchtern, halb unbewußt den starken Liebesklang seines Herzens? Diesen einzigen Ton muß er stärker hervorlocken, den muß er singen und jubeln machen, damit er die Weisen der Verzweiflung überklingt und mit süßer Solostimme einen Glanz auch in die düstersten Melodien trägt. Und wenn es ihm nicht vergönnt, in langer werbender Arbeit dies Wunder zu vollbringen, so muß er es von dieser Stunde, von diesem Augenblicke fordern. Es ist sein gutes Menschenrecht: wer will es ihm weigern?

Beschwörend hebt Norden sein dunkles Auge zu Maria; inniger wird der Druck seiner Hand. Nun möchte die Flut seiner Empfindung durch die Berührung von Nerv zu Nerv mächtiger sich mitteilen, nun möchte seine Liebe im voraus um Verzeihung flehen für die Schmerzen und unübersehbaren Kämpfe, die sie bereiten muß.

„Maria," sagt er leise, „wenn nun Ihre Mutlosigkeit recht und Ihre Hoffnungen unrecht hätten, wenn keine Macht der Welt und auch nicht dieser ganze Königshort an Treue den Kranken zu heilen oder auch nur zu bessern vermöchten? Wenn dies Heldentum umsonst? Und die Jahre des nutzlosen Wartens reckten sich vor Ihnen auf und erhöben bittere Klage: ‚Wir wollten leben, und du hast uns gemordet!' Glauben Sie, daß Sie diese Klagen alsdann zum Schweigen bringen können? Doch wohl nicht! Ach, Maria, nicht Treue allein, und sei sie auch, daß die Engel sich vor ihr neigen und die Himmel von ihr erzählen, vermag ein Leben wie das deine auszufüllen. Und welchen Dank weiß dir der Irre für die Schuld, die du auf dich ladest, für die Vergeudung an Kraft, für die Verschwendung an Zeit? Im besten Fall lallt er ein wenig mehr; im besten Falle wird sein schauriges Lachen weniger blöde und schreiend. Doch niemals im göttlichen Werdedrang, im gewaltigen Kreisen des Lebens wirst du ihm wieder Gattin sein können, sein dürfen. Und so — ohne jegliche Gemeinschaft von Seele und Leib wird dir deines Frauentums höchster Adel geraubt! Elender und elender wirst du werden und dich selbst zurücksehnen nach dieser Zeit, wo deine Hoffnungen noch in matten Fünkchen schwelten! Ach, entziehe mir nicht deine Hand, wie grausam auch meine Barmherzigkeit sei! Maria, wenn ich im Rechte meines Lebens jetzt zu dir spreche, so höre mich an: Ich habe dich lieb, tief und gut; ich habe dich gesucht allüberall, wo ich die Breiten der Erde beschritt, und nun ich dich gefunden, bist du eines andern Weib! Bist dir zum Unglück dieses andern Weib, selber scheintot, gefesselt an einen lebendig Toten ... O sage kein Wort, Maria, noch nicht, aus Barmherzigkeit, höre mich an! Ermiß die Versuchung, die in der ganzen unseligen Verkettung liegt, und suche mich zu verstehen, wenn ich im Gottesrechte meiner Liebe deine Hände nehme, du müde



Albert Gos, Genf. Abendfriede (Motiv aus den Walliser Alpen).

Gewanderte, und sage: Ich will dich leiten in ein Land voll Kraft und Sonnenwärme, ich will dir helfen, die Traumgespinste zu zerreißen, und nehme die Last der Dumpfheit von deiner Seele. Ich will dich beleben mit meiner Liebe, wie im jungen Jahre der Himmel die Erde belebt, du sollst die erstarrten Kräfte regen und zu süßem Blühen erwachen! Ich will dich dir wiedergeben, und du sollst von neuem dich selber segnen, weil du so unermeßlichen Segen zu geben vermagst und das große selige Glück eines Menschen wurdest. Verstehst du mich, Maria? Sage, wie wirst du antworten?"

(Schluß folgt).

Albert Gos.

Mit dem Bildnis des Künstlers und drei Reproduktionen im Text.

Mit dem Namen Albert Gos stellt sich die Vorstellung von einer eigentümlich poetischen und stimmungsreichen Kunst ein, und die Erinnerung an sehr rein empfundene, mit einer begeisterten, oft leidenschaftlichen Liebe vorgetragene Gebirgslandschaften wird lebendig. Man denkt etwa an einen Oeschenensee mit feuchter verschleierter Romantik, an ein Lauterbrunnental im Mondscheinzauber oder in den gigantischen Lichteffekten eines gewitterschweren Sommertages, oder man denkt an ein Kruzifix, das unter spärlichem Sternenhimmel schwermütig im Schnee steht, oder — und wohl in erster Linie — an das Matterhorn, das Gos immer und immer wieder malt mit der Hartnäckigkeit eines Verliebten. An all die Bergpoesie in Gos' Werk denkt man und ist nicht verwundert, wenn man vernimmt, daß Albert Gos auch Musiker ist und daß er sehr oft auf der Geige sich die innere Vision holt, die nachher im Bilde zum Ausdruck kommt. Etwas von der suggestiven Kraft der Musik ist seiner Kunst eigen, etwas, das Heimweh macht, zunächst nach demjenigen, was das Bild darstellt, nach den Bergen, dann aber überhaupt nach jedem intensiven Naturgenuß, wie ihn die sensitive Jugend bis zur Ekstase zu empfinden vermag. Die Hochgebirgsnatur war es auch — wie wir nachher aus einer liebenswürdigen Anekdote vernehmen werden — die Gos zum Maler machte. Das Verlangen, seiner Liebe zu den Bergen den stärksten und nachhaltigsten Ausdruck zu geben, zwang ihm den Pinsel in die Hand. Es kam dazu ein engeres Verhältnis zu den Werken Calames und der Einfluß von Barthélemy Menn, der den jungen Musiker bei seiner Umkehr zur Malerei lebhaft unterstützte. (Daß Gos auch der Schüler von Menn war, soll in dieser Nummer, wo an anderer Stelle von der Bedeutung des Ingresschülers Barthélemy Menn für die Entwicklung der Genferkunst die Rede ist, betont werden).

Jedoch verblieb Gos nicht lange bei akademischen Studien, er tauschte sie bald gegen die freien Naturstudien ein, denen er sein Bestes verdankt. Seine Werke machten — öfters preisgekrönt — erfolgreichen Weg durch schweizerische und ausländische Ausstellungen. Fast jedes Schweizermuseum besitzt seinen Gos, und heute hängt ein großes Bild, das Breithorn bei Zermatt im Alpenglühen, das wir S. 245, leider nach einer etwas matten Photographie, reproduzieren, im Musée du Luxembourg. Damit hat zum ersten Mal das Hochgebirge, ein Schweizerberg von einem Schweizerkünstler gemalt, in dieser Versammluug von Elitewerken aller Länder Aufnahme gefunden, ein Ereignis, das wir Schweizer mit Vergnügen registrieren dürfen.

Der Ankauf dieses Bildes durch den französischen Staat war die Folge einer brillanten Ausstellung, die Albert Gos im April dieses Jahres in Paris veranstaltete und die großen Eindruck machte; es heißt, daß es dem Maler gelungen sei, einem unvorbereiteten, mit unserem Lande unvertrauten Publikum die Schönheit und Kraft unserer Berge verständlich zu machen.

Bezeichnend für den Eindruck, den Albert Gos' Oeuvre in Paris hinterließ, ist das Urteil eines italienischen Kunstkritikers Domenico Russo, das wir hier in extenso folgen lassen. Die kleine Studie ist für den Schweizerleser in mehr als einer Beziehung interessant; vor allem aber zeigt sie, wie man im Ausland über den Schweizermaler denkt, den die Welschen gern «le poète de nos Alpes» nennen. Der Artikel erschien in der Turiner Zeitung «Il Momento». Wir lesen dort:

„Paris bietet oft sonderbare Kontraste. In einer der Straßen beim Boulevard Madeleine, dem mondainsten und lärmendsten Punkt der Kapitale, erscheint plötzlich die Vision einer reinen, stillen, feierlichen Kunst, die Ausstellung jener Bilder, die Albert Gos am Rand der Abgründe, im Widerschein der Gletscher, angesichts der Majestät der Alpen gemalt hat. Die ganze Vielgestaltigkeit, alle Erscheinungsformen, alle Intimitäten der herrlichen Gipfel zeigen sich uns mit einem Ausdruck von Wahrheit, der wunderbar ist. Die mächtige Zacke des Rothorns, die ganz andere Schönheit der Jungfrau, die wilde Ueppigkeit der Rocher de Naye, die breit hingelagerte Dent du Midi, das Breithorn, das Gabelhorn und Zermatt — alle sind da, in Schönheit getaucht, mit ihrem bestrickenden und herben Blumenreichtum, mit ihren Zartheiten und ihren Schrecken, mit den kleinen Seen am Fuß furchtbarer Felsen, mit den schwermütigen Kruzifixen, die über unendlichen Schneefeldern erbarmungsreich die Arme ausstrecken. Der Künstler, der in der Schweiz schon seine Gemeinde von Bewunderern hat, hat nun auch in Paris einen Enthusiasmus hervorgerufen, wie er hier jedesmal entsteht, wenn sich die Offenbarung einer fremden Natur mit einer vollkommenen unvergleichlichen Technik verbindet. Mit dieser Ausstellung seiner Hochgebirgsvisionen hat der Künstler es verstanden, im Herzen der Pariser das Heimweh nach den Bergen wachzurufen.

„Gos ist vor allem der Maler des Matterhorns. Der Gigant der Walliseralpen ist sein Liebling geworden, der Mittelpunkt seines Schaffens. Niemand hat es bis heute besser verstanden, diesen sonderbaren und kraftvollen Bau auf der Leinwand festzuhalten. Was Guido Rey, der Dichter des italienischen Alpinismus, in seinem klassischen Buche getan, das hat Gos in seine Bilder übersetzt. Die massive weiße Pyramide, die ihre Spitze wie eine Mahnung an die Menschen in die Wolken erhebt und die bis vor fünfzig Jahren noch jungfräulich und unzugänglich geblieben ist, das Matterhorn, hat der Künstler in all seinen Eigenheiten erforscht, sein Geäder, seine ganze geologische Struktur immer wieder erforscht, und deshalb ist es ihm gelungen, den geheimnisvollen Charakter wiederzugeben, den das Matterhorn zum Urtypus eines Gipfels macht. Er hat es uns nahegebracht als das Symbol der Alpen, das Symbol der unberührten, reinen Einsamkeit, die keine Dünste, keine Miasmen einer raffinierten Welt stören. Zehn, zwanzig, dreißig Mal hat er seinen Berg gemalt, und immer hat er ihn wieder mit einer neuen Aureole der Verherrlichung zu umgeben gewußt.

„Da sehen wir den Bergriesen auf einem Bilde, das die ganze Wand eines Saales bedeckt, ungeheuer, unermeßlich, wie er des Nachts sein granitenes Dreieck mit seinen von Schnee und irisierenden Schatten verhängten Flanken emporreckt. Der Eindruck ist überwältigend. Der Gipfel erdrückt uns mit seiner ungeheuern Masse und erscheint wie ein Dämon der Finsternis. Dagegen ist der Berg von vorn gesehen schimmernd von Licht, ein Feuerwerk, eine Berauschung in den blendenden Kontrasten seines Helldunkels. Und da erscheint er zum dritten Mal, wie er im Dämmerschein dasteht, zum vierten Mal, wie er sich niederneigt in der feierlichen Stille vor Sonnenaufgang, und endlich — und hier hat der Künstler sein Höchstes geleistet — das Matterhorn in der Morgendämmerung. Unter zarten, goldenen Nebeln erhebt der Berg seinen Gipfel, zu oberst die reine Stirne im gelben und purpurnen Licht dieser Stunde gebadet. Der